Nebraska Staats-Anzeiger und Herold.

Jahrgang 29. | Grand Island, Nebr., 30. Juli 1909. Zweiter (Theil.) | Nummer 49.

Die alte Blumenfreundin.

Sie hatte von je die Blumen so gern,
Die rothen Rosen, der Astern Stern.
Levkojen, Nelken, Geranium
Wuchsen um ihr Häuschen herum.
Im Winter die Fenster, im Sommer der Garten —
Sie prangten in Farben aller Arten.

Da schritt eines Tags — 's war am Abend—der Tod
In's Häuschen — Und bald verblich alles Roth,
Es flog mit der Seele die Sonne fort,
Und grau und verlassen lag der Ort.
Das Mütterlein war in den Garten gegangen,
Wo lauter ewige Blumen prangen.

Hausmütterchen.

Skizze von Konrad Remling.

„Fräulein Sarnow?"

„Bitte!"

Die kleine Hedwig Sarnow tippte noch ein paarmal mit den rosigen Fingerspitzen auf die Tasten der Schreibmaschine, ließ dann die Hände sinken und hob den Kopf.

„Wie nett sie aussieht!" — dachte der Prokurist. — „Weiß Gott, ich fühle es mehr und mehr . . . trotz meiner fünfundvierzig Jahre: diese oder keine! Und was für helles Haar sie hat! Ihre Augen haben jetzt, im halben Dämmerlicht, wirkliche Veilchenfarbe . . . und ihre schlanken, weißen Hände . . ."

Der Prokurist trat an ihre Seite:

„Na — tüchtig müde gearbeitet?"

„Macht nichts, Herr Korn!" Sie lächelte ihm unter halb geschlossenen Augenlidern zu. — „Nun habe ich ja einen ganzen Sonntag zum Ausruhen vor mir."

„Den ich Ihnen auch von Herzen gönne, Fräulein Hedwig!" — Er erschrak über sich selbst, als er sie jetzt— fast wider seinen Willen — beim Vornamen angeredet hatte. Sie merkte das und lächelte zum zweiten Male.

„Morgen geht es natürlich in den Grunewald?" fuhr er dann fort.

„Ja — oder nach Grünau."

„Sie Glückliche!"

„Weshalb? Das können Sie doch auch haben."

„Ja. Gewiß." Er wurde nun doch etwas verlegen. — „Aber was soll ein einsamer Mensch allein da?"

„Einsam und allein? Sie werden doch Freunde haben? Oder vielleicht sogar . . ."

Sie lächelte und schwieg.

„Was vielleicht sogar, Fräulein Hedwig?"

Nun kam ihr Vorname schon etwas sicherer über seine Lippen.

„Sie wissen ja, was ich meine."

„Nein, wirklich nicht!" log er.

„Na — eine Freundin!"

Sie sah ihn schalkhaft lächelnd an.

„Nein. Die habe ich eben nicht. Ich müßte wirklich einsam und allein in den Grunewald fahren."

Und nun schwiegen sie beide.

Dann aber richtete sie sich plötzlich auf, sah ihm ins Gesicht und sagte:

„Kommen Sie doch mit!"

Er wurde fast verwirrt über diese plötzliche Aufforderung.

„Mit Ihnen?"

„Ja. Und mit meiner Schwester."

„Sie haben eine Schwester?"

„Ja. Eine liebe, verständige, gute, kluge Schwester. Mein Hausmütterchen. Sie ist zehn Jahre älter und" — sie lächelte schelmisch — „hundertmal besser als ich."

Martin Korn fand nicht gleich eine Antwort. Er schien zu überlegen. Dann sagte er mit schnellem Entschluß:

„Fräulein Hedwig! Wenn es Ihnen mit dieser Aufforderung wirklich Ernst ist, dann komme ich mit. Aber wird es! Ihrem Fräulein Schwester auch recht sein?"

„Wie können Sie das fragen, Herr Korn! Es wäre für uns beide doch— aber wirklich ohne Phrase — eine Ehre. Meine Schwester würde sich sehr freuen: denn ich allein bin ihr ohnehin stets zu übermüthig und ausgelassen."

„Abgemacht also! Ich komme," sagte er und reichte ihr die Hand.

„Morgen, um zwei Uhr!"

„Ich hole Sie von Ihrer Wohnung ab."

„Auf Wiedersehen!" rief sie fröhlich, setzte ihren Hut auf, nickte ihm noch einmal zu und verließ das Kontor.

Er schlief sehr unruhig in dieser Nacht. Eine Stunde lang lag er wach und dachte an den kommenden Sonntag. Jetzt sollte es also wirklich Ernst werden! Weshalb sollte er auch noch zögern? Sie gefiel ihm; er kannte sie nun schon ein halbes Jahr. Sie war aus guter Familie, hatte eine gute Erziehung genossen und — ihr Herz schien noch vollkommen frei zu sein. Er selbst mit seinen fünfundvierzig Jahren hatte auch in der That nicht mehr allzuviel Zeit zum Warten. Also nur gerades Weges auf's Ziel los! Das „Hausmütterchen" würde gewiß nicht zögern, ja und Amen zu sagen. Nur ganz leise kam ihm einmal der Gedanke, ob er nicht für sie doch vielleicht ein bißchen zu — alt war.

Am Sonntag Morgen kamen ihm noch allerlei kleine Bedenken, die aber der lachende Sonnenschein des Frühlingstages bald ganz hinwegscheuchte.

Und dann fiel ihm ein, daß es seine Pflicht war, der älteren Schwester schon am Vormittage einen Besuch zu machen.

So kaufte er denn Blumen und ging zu den Schwestern. Das „Hausmütterchen" empfing ihn allein. Er plauderte zehn Minuten mit ihr und ging dann wieder. Auf dem Rückwege war er ziemlich nachdenklich geworden; eigentlich hatte das „Hausmütterchen" weder etwas besonders Hausbackenes noch etwas besonders Mütterliches. Aeußerlich glich sie der jüngeren Schwester; nur war sie voller, größer, kräftiger; und damit hing wohl auch zusammen, daß ihr ganzes Wesen gesetzter, ruhiger, ausgeglichener war.

Hm . . . ob . . .? Nun, gleichviel! Der Würfel war gefallen. Er liebte Hedwig, und jetzt galt es, die Worte zurechtzulegen, mit denen er es ihr am Nachmittage sagen würde.

Als es zwei Uhr schlug, klingelte Martin Korn abermals an der Wohnung der Schwestern; und diesmal öffnete ihm Hedwig.

„Herzlich willkommen!"

Wie Vogelzwitschern klang ihre Stimme, und wie ein Sonnenstrahl huschte sie in ihrem hellen Sommerkleide über den halbdunklen Korridor ihm voran.

„Wie behaglich es bei Ihnen ist!" sagte Martin Korn und ließ seine Augen noch einmal im Zimmer umherwandern, das ihm jetzt, in ihrer Gegenwart, noch viel sonniger und anheimelnder erschien als am Vormittag.

„Hanna, meine Schwester, läßt um Entschuldigung bitten; sie ist noch nicht ganz fertig mit der Toilette," sagte Hedwig.

Martin Korn achtete gar nicht auf das, was sie sagte: er hörte nur ihre helle, frohe Stimme und sah ihre frischen, rothen Lippen und fühlte, daß er jetzt sprechen mußte, ehe die Schwester kam, solange er noch mit ihr allein war.

„Liebes Fräulein Hedwig" — begann er und legte seine Hand dicht neben die ihre auf den Tisch — „ich möchte einmal ein ganz ernstes Wort mit Ihnen reden."

Sie sah auf und bekam plötzlich ganz unnatürlich große Augen; dann aber schien sie zu begreifen:

„Oh, ich weiß," sagte sie halb schmollend. — „Sie haben vor Tisch meiner Schwester den üblichen Besuch gemacht und dabei auch von mir gesprochen. Bei dieser Gelegenheit hat sie Ihnen ihr Leid geklagt, und nun kommen Sie, um mich auszuschelten."

„Meinen Sie, liebe Hedwig?"

Er sah ihr tief in die Augen und weidete sich an dem lieblichen Ausdruck ihres Gesichts.

„Gewiß. Aber sehen Sie, Herr Korn: ich bin doch nun einmal jung und freue mich des Lebens." Sie machte eine Pause und fuhr dann nachdenklich fort: „Ganz unrecht hat sie ja auch nicht; und daß sie dabei auch ein wenig an sich denkt, ist ja begreiflich."

Martin Korn verstand kein Wort von dem, was sie da sagte.

„Wie meinen Sie „an sich denkt"?" fragte er.

„Nun" — sie erröthete ein wenig — „wenn . . . wenn eines Tages Jemand käme, der . . . der mich zur Frau haben wollte, dann wäre sie doch allein und . . ."

„Ah so! . . . Das meinen Sie!" — Er war froh, daß sich ein so leichter Uebergang von selbst ergab. — „Nun — bis jetzt ist ja doch aber noch keiner gekommen."

Sie schwieg und zupfte an den Falten ihres Kleides.

„Nicht wahr, Fräulein Hedwig?" fragte er weiter, und es war ihm bei ihrem Schweigen, als lege sich plötzlich eine kalte Hand auf sein Herz.

„Doch!" sagte sie endlich leise. — „Ich bin . . . heimlich . . . verlobt."

„Nein!"

Es klang beinahe wie ein Hilferuf, dieses abwehrende Nein. Dann ließ Martin Korn den Kopf sinken und schwieg.

Schüchtern und zaghaft näherte sie sich ihm nach einer kurzen Pause, schob ihre Hand in seinen Arm und sagte:

„Lieber Herr Korn! Sie dürfen mir nicht böse sein . . . ich habe nun einmal zu Ihnen ein so großes Zutrauen . . . Hanna weiß noch nichts davon, und Sie müssen mir helfen, es ihr zu sagen. Denn sehen Sie: das ist eigentlich das schwerste . . . daß ich sie verlassen soll, die nun so manches Jahr für mich gesorgt hat. . . . Es sieht so undankbar aus . . . aber was soll ich thun, Herr Korn? Ich liebe Georg und . . ."

„Also Georg heißt er?"

Es waren die ersten Worte, die Martin Korn fand. Dann biß er die Zähne zusammen und schwieg wieder.

„Ja, Georg Reckmann" — fuhr sie fort und begann im Eifer des Gespräches an seinen Knöpfen zu nesteln — „und — aber Sie müssen mir versprechen, vorläufig noch zu schweigen —heute Nachmittag wird er in Paulsborn sein . . . ganz zufällig natürlich, und dann wird er uns begrüßen . . . Hanna kennt ihn ja schon."

Endlich athmete Martin Korn schwer auf; und nun versuchte er sogar zu lächeln.

„So? Und mich wollen Sie also zum Mitschuldigen dieses Komplottes machen?"

„Ja . . . ach ja, bitte! Einmal muß es Hanna ja doch erfahren; und dieses Heimlichthun ist mir längst zuwider. Wenn Sie dabei sind, wird es mir leichter werden. Sie sollen mir ja nur helfen, Hanna zu trösten."

„Nun, Fräulein Hedwig" — er reichte ihr die Hand und schien nun wieder ganz der alte zu sein — „was an mir liegt, soll geschehen, Sie glücklich zu machen. Darauf können Sie sich verlassen."

* * *

Sie waren hinausgefahren in den Grunewald und waren nach Paulsborn gewandert, hatten dort Kaffee getrunken und Herrn Georg Reckmann an ihren Tisch gebeten, der „ganz zufällig" daran vorüberging.

Und dann waren sie weiter gewandert in den Grunewald hinein.

Und dort hatte Martin Korn, der mit dem „Hausmütterchen" ging, ein langes und ernstes Gespräch mit ihr. Hedwig aber, die mit Herrn Reckmann ging, war gleichfalls ernster und schweigsamer als sonst.

Und sie blieb es bis zu dem Augenblicke, wo Martin Korn, das Hausmütterchen am Arm, vor sie und Georg Reckmann hintrat und sagte:

„Liebes Fräulein Hedwig! Ich habe soeben Ihre Schwester gefragt, ob sie meine Frau werden wolle. Sie hat mir leider zur Antwort gegeben, daß sie Sie auf keinen Fall verlassen könne. Was sagen Sie dazu? Können und wollen Sie mir helfen?"

„Ja, von Herzen gern!" jubelte es da in Hedwig auf. — „Ich will Ihnen helfen, ebenso, wie Sie uns geholfen haben!"—Sie deutete auf den Freund an ihrer Seite.

„Und was sagen Sie dazu, Fräulein Hanna?"

Martin Korn hatte die Rechte des Hausmütterchens genommen und sah ihr in die Augen.

„Ja und Amen!" sagte Hanna.

Ud damit war der doppelte Bund geschlossen.

Der Doppelgänger des Grafen Zeppelin.

Ueber eine amüsante Verwechselung wird aus Nürnberg geschrieben: Als Abends zwischen 7 und 8 Uhr ein Herr, der in Begleitung einer Dame war, die Kaiserstraße entlang ging, wurde er durch seine auffallende Aehnlichkeit mit dem Grafen Zeppelin für den berühmten Luftschiffer gehalten und von einer großen Kinderschaar und Erwachsenen umringt und auf dem ganzen Wege begleitet. Trotz der Betheuerung des Herrn, daß er der Graf Zeppelin nicht sei, ließ sich die Menge nicht bewegen, sich zu entfernen, sondern ging weiter mit in dem festen Glauben, den echten Grafen Zeppelin vor sich zu haben, zu mal da Graf Zeppelin wirklich am Vormittag in Nürnberg weilte. Am Josefsplatz stieg der „Herr Graf", um sich der großen Schaar Begleiter zu entledigen, in eine Droschke, und wie auf Kommando erscholl bei seiner Abfahrt ein donnerndes „Hoch Zeppelin!!!"

Ein deutscher Professor versichert, er habe Rauch auf dem Monde bemerkt. Vermutlich hat sich der Mann im Monde eine Havanna gegen die Schlaflosigkeit angesteckt.

Zwei Schiffe.

Die Leute von der Wasserkante haben recht genug, wenn sie den Binnenländer nur für einen halben Menschen ansehen. Denn dem Unglücklichen fehlt ein ganzes Element: das flüssige Stück dieser Erdenwelt, auf dem alle die, denen es sozusagen in die Wiege gelegt wurde, oft festeren Boden gewonnen als wir auf unserem trockenen. Wer einmal ein paar Wochen lang ausgedehnte Wassergegenden besucht hat, wer zu Meere gefahren ist, sieht bald verwunderungsvoll ein, daß da ein ungeheures menschliches Besitzthum ausgebreitet liegt, mit eigenen Schicksalen, Idealen und Gesetzen, eine neue und doch so alte Welt, in der es vieles zu bestaunen, noch mehr zu lernen gibt. Das Wasser schafft sich seine eigenen bedeutungsvollen Typen, vom schweigsamen Kapitän, vom guanoverhandelnden Großkaufmann bis zum luchsäugigen Lootsen und dem Heringsfischer mit Oeljacke.

Was der Halbmensch, der Binnenländer, beim Küstenbewohner als Hochnäsigkeit erachtet, ist in Wirklichkeit das erhebende Gefühl, das ganze Leben der Beherrschung eines widerspenstigen, selbst herrschlustigen Elementes widmen zu können. Um dieses Element dreht sich ein Gigantenapparat von Signalen, Wimpeln, Leuchtthürmen, tausend technischen Wunderdingen, deren Geheimnisse dem armen Wasserlosen unbekannter sind als die Grabkammersprüche der letzten Psammeniten. Von allen Reisemethoden der Welt sind Seereisen die merkwürdigsten, weil man mitten in dieses Bereich von Zauberhaftigkeiten aus Natur und Menschenkunst hineingesetzt wird, weil man zahllose neue Daseinsmöglichkeiten, seltsame Zwecke und Ziele, ein mächtiges Stück praktischen Lebens in der Anschauung und schließlich einen veränderten sozialen Kodex, ein anderes Handbuch des Anstandes und der guten Sitte kennen lernt. Schiffe sind Staaten für sich.

Ich reiste in oder eigentlich auf zwei solcher Staaten erst vom Nordmeer in den Ozean, und dann auf dem Südmeer herum, ließ mich manchmal, wo es schön war, vom Verdeck ans Land spülen, sah mich dorten neugierig um und kroch Nachts wieder in meinen Staat. Der Bauch des ersten Staates — eines Schiffes, das ein wenig von Hamburg nach Kapstadt fuhr und noch fährt — war vollgefüllt mit tausend Lasten; Landwirthschaftsgeräthe, Eisenbahnschienen, Riesentonnen und Kinderwagen bildeten seine Eingeweide, und in den einzelnen Häfen wurden sie immer voller gestopft — dieser Staat konnte nicht genug schlucken. Er war unersättlich, denn er hatte dies alles nach Deutsch-Ostafrika (wie auch die meisten seiner Passagiere) zu bringen, und darum schluckte er so. In Rotterdam, wo die Tulpen und Windmühlen in der That ohne Konkurrenz gedeihen, ferner in Southampton, wo ich sämmtliche Dickensche Originale neben einer Temperenzlerkneipe disputiren sah, ging das Vollpacken des Schiffes weiter.

Das Schiff fährt und fährt. Es ist majestätisch und traulich zugleich, es hat die Ferne eines Königsschlosses und die warme Nähe einer gemüthlichen Märchenhütte. Ich sage nichts von den respektheischenden Schornsteinen, den stattlichen Masten, dem fabulären Maschinenraum, in dem die Kräfte Tag und Nacht an der Arbeit sind. Da sausen Werkzeuge herum, die vor ihrer eigenen Gewalt zu bersten scheinen, da fahren Kolben, die auf der Lauer gelegen haben, plötzlich wuthentbrannt in ihre Eisenbeute hinein und stoßen sie wahnwitzig hin und her. Ueber den bösen Kanal dröhnt stundenlang das Nebelhorn. Beinah feierlich ist es, wenn auf einsamem Meer das Schiff einem anderen begegnete, wenn dann bunt und flatternd das Grußwimpel herauf- und heruntergezogen wird. Und es ergreift einen an Bord, wenn das stolze Schiff mit Abschiedsmusik von der Mole eines Aufenthaltshafens abfährt, sich im spielenden Abendlicht langsam von den Hunderten, die da weinend nach ihren Theuren die Tücher schwenken, entfernt und bald in nahe Nacht taucht. Die Majestät des kleinen Staates fühlt man auch bei der Weltferne der Sonnenuntergänge, in der tiefen Schweigniß der Sternennächte. Und wieviel Wunderbarliches um einen her: der unermüdliche Möwenflug, das schießende Umhertollen der Delphine, nächtiges Meerleuchten — ein Goldperlengeblitz.

Und manches Trauliche grüßt den Wasserfremdling. Es ist eine patriotische Katze an Bord mit einem schwarz-weiß-rothen Band um den Hals, es ist eine friedliche Pilsener Ecke da, und die Kabinen künden das Prinzip von der Ausnutzung des kleinsten Raumes mit höchster Gemüthlichkeit. Man guckt Morgens aus den geblümten Bettvorhängchen wie aus einem Kasperletheater heraus und sieht Sonne durchs Bullauge hereinfließen. Auch Tugenden gewinnt man. Man lernt Sparsamkeit ohne Smiles, indem man mit seinem Viertelpfund Waschwasser täglich hauszuhalten sucht; Mannesgeduld, wenn im starkwelligen Biskaya Speisen, Teller und Gläser sich ununterbrochen vor dem Essenwollenden auf der Wanderschaft befinden; Bescheidung, da man in fortwährender Erwartung eines Stürmischerwerdens oder eines „Anfalls" dahinträumt; Philosophie von den Hühnern und Hunden, die in Kisten eingesperrt bis Dar es Salam reisen. Struppige, wilde, freiheitgewohnte Köter in Haft, von der sie nicht einmal wissen, daß sie eines Tages aufhören wird.

Auf diesem Schiff sitzt die dicke Frau Hoffnung am Steuer. Nicht wenige huldigen ihr, denn von ein paar hoffnungslosen „Vergnügungsreisenden" abgesehen, ist hier alles mit jugendlich schwarz-weiß-rothem Unternehmungsgeist verfrachtet. Das deutsche Ostafrika, das jungfräuliche, zieht alle diese Kömmlinge herüber; es sind lauter fröhliche, intelligente Leute, die „hinwollen" oder vom Besuch in der alten Heimath auf ihre Farm zurückkehren. Mit diesen hoffnungsfrohen Menschen spricht das Schiff seine schöne Idee aus; hier zieht Jugendmuth aus, um neues Gebiet zu erobern, ein unverzagter Kaufmannsgeist wagt den Sprung ins Unbetretene, alle Gedanken sind auf die Erbeutung des täglichen Lebens unter einem noch halb feindlichen Himmel gerichtet. Fast alle sind Zwanziger und Dreißiger, Kaufleute, Handwerker, Gewerbemenschen, aber alle von derselben Idee gefesselt. Darum sind sie auch alle so zusammengeschlossen, und wir bloßen Bummler mit ihnen. Das sind nun die Landpioniere, die den Entdeckern und den Diplomaten nachfolgen. Ein Stück von jenem Trieb ist verkörpert, der Vasco de Gama und Magellan zu Meer zwang. Das unbekannte Land hinter der Meeresweite lockt und lockt.

Und man freut sich, daß nun auch Deutschland dabei ist, daß hier eine Jugend auszieht, das leichtverletzte Gut eines nationalen Namens mitzuhüten.

Ein Schiff macht gemeinsam wie kein anderes Dach. Bald und genau kennt unter dem gemeinsamen Geschick einer den anderen. Die Förmlichkeiten schwinden leichter, alles Natürliche offenbart sich rascher. Man ist denselben Ereignissen unter denselben Bedingungen preisgegeben. Und wir denken gemeinsam an die vielen Millionengeschicke in den Ländern und Städten. Fern hinter den Ufern, die wir nicht sehen, als wären sie gar nicht da—da ackert und hämmert ein ganz anderes Geschlecht an verzwickten tausendfältigen Geschicken. Ein Schiff ist ein Staat und ein Schicksal. Jedes Wrack im Ozean erzählt's, und wir wissen, daß jede Leiche an Bord das Grab in der Wassertiefe findet, wenn sie weiter als einen Tag vom nächsten Hafen entfernt ist. Hier macht auch der Todtengräber keine Unterschiede mehr.

* * *

Sonderbar scheint es, daß man in jedem Land den charakteristischen Haupttyp findet, den man sich von ihm zurechtgemacht hat. Von Rotterdams Echtheit im Ostade-Stil braucht nicht mehr gesprochen zu werden, Südengland beschert gleich ganze Schocks seiner berühmten efeuumsponnenen Schloßsitze, Portugal ist kulturell genau so zurückgeblieben, wie man sich's nach seiner Münzrechnung vorstellt (ein Anzug: 11,000 Reis) und landschaftlich ebenso frisch und farbig, wie sein Nationaldichter Camoens es gedichtet hat; Tanger ist wildmarokkanisch genug für eine Portion Wirren, und man zieht dort die Stiere mit Stricken um die Hörner ins Schiff — was ein unerträglicher Anblick ist. Der ganze Süden hat nur gemeinsam, daß er die meisten Apotheken des Erdballs aufzuweisen hat. Sonst hat alles seinen Spezialtyp, wovon der südspanische mir der Beste zu sein scheint, denn die Frauen, die sämmtlich schön sind, tragen nur echte Blumen im Haar und keine Topfhüte.

Die meisten Leute müssen unterwegs alles gesehen haben: sie wollen in Lissabon gebebt, in Sevilla einen lustigen Barbier besucht und in Granada genachtlagert haben. Wenn ich auch das letzte Gott sei Dank mehrere Male thun durfte, so bin ich doch einem Stiergefecht (niemand wird es glauben) mit Absicht aus dem Wege gegangen, weil ich es vorher in einem spanischen „Kientopp" schon scheußlich genug gesehen hatte. Es ging mir wie dem Grafen d'Esseintes, von dem Huysmans erzählt, daß er seine Schiffsreise im Fahrkartenbureau und in einer Matrosenkneipe gemacht hat, und zwar täuschend richtig. Es war mir spaßhafter, den famosen Gleichnissen eines pädagogischen Reisegenossen zu lauschen, der, angesichts vieler schwatzender Engländerinnen, von seiner eigenen Frau erzählte: „Sie läßt mich nur reden, wenn sie spuckt oder Luft holt."

Etwas Aehnliches kann man von einem weiteren Standpunkt aus von den männlichen Engländern behaupten, namentlich wenn man nur von fern ihre Befestigungen bei Southampton und Gibraltar gewahr wird. Sie brauchen nicht einmal Luft zu holen. Als ich den äußersten europäischen Südzipfel verlassen hatte— man erhält eine eintägige Erlaubnißkarte für den Aufenthalt — und mich nach Neapel auf den „zweiten Staat" begab: ein ungeheueres Amerikaschiff mit Marconi-Ausrüstung, trat dann die andere Seite des deutschen Pionierthums im Auslande gegen die ausreisenden Ostafrikafahrer hervor. Hier waren Hunderte von Deutschen an Bord, rückkehrend von Onkel Toms nüchternen Dollarprovinzen — und alle waren vom Amerikanismus verschlungen! Nicht einmal auf der Rückkehr in die Heimath sprachen sie deutsch — in ein paar Jahren des Dollarverdienens hatten sie ihre Muttersprache und ihren deutschen Sinn völlig verleugnen gelernt. Auch die jungen Leute, die mit vollen Portemonnaies nur „auf Besuch" herüberrutschten, waren schon im amerikanischen Geist völlig umgemodelt — sie warfen in den Salons entweder die Füße über den Tisch oder spielten stundenlang auf englisch die sinnigen Spiele: Potato race, Obstacle; Tug of war; Needle and thread race; Shuffle board und ähnliche Intellekübungen. Es war ein zwitterhaftes Schauspiel, wie sich Sachsen, Schwaben, Norddeutsche so vollblut-amerikanisch gebärdeten — nur ein alter, verschrumpfter Schwyzer, nach vierzig Jahren humpelnd heimwärtsfahrend, hatte sein Appenzellerthum bewahrt und fragte jedes neue Gesicht auf gut altdeutsch: „No, wo kommscht'n du her? 's is a recht scheens Wetter hüt!" Als ich das vernahm, tauchte mein erstes Schiff mit seinen jungen Verheißungen wieder schüchtern am verlassenen Horizont empor.

Sonderbare Bürgermeisterwahl.

Zu Zeiten, da Grimsby noch eine kleine Stadt und nicht der große englische Seehafen von heute mit einer Jahresein- und -ausfuhr von rund zwanzig Millionen Pfund Sterling war, wurde dort der Bürgermeister auf ganz absonderliche Art gewählt. Die Bewerber um den Posten des Stadtoberhauptes wurden auf den Gemeindeanger geführt; dort verband man ihnen die Augen und ließ jeden ein Bündel Heu vor sich halten. Dann wurde auf den nämlichen Anger eine Kuh gebracht, der man, um sie hungrig zu machen, einen Tag lang nichts zu fressen gegeben hatte. Von wessen Bündel nun die Kuh zuerst fraß — ein bloßes Herumschnuppern war ohne Geltung —, der wurde alsbald vor versammeltem Volke feierlich zum Bürgermeister ausgerufen.

Von einer Muschel gefangen worden.

Wir erfahren aus Lory Beach: Roi Spratly begab sich nach White Point auf den Muschelfang. Er langte unter einen Felsblock, um einige besonders schöne Muscheln hervorzuholen. Wie erschreckt war er aber, als er plötzlich einen Schlag verspürte und bemerkte, daß er von den Schalen einer Riesenmuschel eingeklemmt war. Vergeblich versuchte er, mit seinem Taschenmesser die Schalen der Muschel zu öffnen, die Versuche hatten nur den Zweck, daß die beiden an den Taschenmessern befindlichen Klingen nacheinander abbrachen. Inzwischen hatte die Fluth eingesetzt und das Wasser stieg immer höher. Zwei Stunden schwebte so der Unglückliche in der Gefahr, langsam zu ertrinken, bis endlich auf seine Hilferufe ein japanischer Fischer auf ihn aufmerksam wurde und ihn aus seiner lebensgefährlichen Lage befreite.

Eisenbahn-Abtheile für Säuglinge

Wie berichtet wird, hat die französische Eisenbahnverwaltung auf einigen Strecken Eisenbahn-Abtheile für Säuglinge eingerichtet. Sie sind nur für Reisende, die Kinder bis zu vier Jahren mit sich führen, bestimmt; in ihnen befindet sich ein kleiner Kocher, der heißes Wasser liefert und es den Müttern möglich macht, Suppe oder Milch zu wärmen. Die Reisenden werden dadurch in Zukunft von den kleinen Schreihälsen befreit werden — eine Neuerung, die auch bei uns Nachahmung ordient.